

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Zeitung. 1784-1933 1932

236 (8.10.1932) Wissenschaft und Bildung Nr. 41

Zimmermanns malt Franziskus

Der blämische Erzähler, der in seinem „Ballieter“ eine bald klassisch gewordene Gestalt unbeeinträchtiger Lebensbejahung geschaffen hat, wie sie freilich so nur aus dem weltfrohen Volkstum Flanderns hervorgehen konnte, Zimmermanns, der aber auch neben dem irdisch glühenden Schicksal des „Pieter Bruegel“ das himmlisch durchleuchtete Wesen des „Pfarrers vom blühenden Weinberg“ geschildert und außer jener Geschichte aus der guten alten Zeit, „Die Delpphine“ geheißenen, auch „Das Jesuskind in Flandern“ geschrieben hat, neben dem farbigen Abbild menschlicher Geschichte das nicht minder farbenreiche Gemälde übermenschlichen Lebens — dieser Dichter bevorzugt in seinem gesamten Schaffen gleichermassen zwei Grundtöne oder Grundfarben: die behaglich ausladende Lust am Diesseits und die nicht weniger breit verwurzelte Freude am Jenseits, das lachende Genießen der Natur, wie sie gegeben ist im Werden und Vergehen, und das zuversichtliche Erhoffen der Übernatur, gemeinlich Himmel genannt, wie sie insbesondere verlockend im Glaubenskosmos der katholischen Kirche dargestellt ist. Diese beiden Bewußtseins-Elemente bestehen aber im Werk von Felix Zimmermanns nicht nebeneinander, sondern es ist ihre Synthese, was den Erzählungen des Dichters ihre innere Fülle gibt und ihre naturhaft überlegende Form. Was Zimmermanns an den Menschen, wie er sie in seinem Volke findet, liebt und zu gestalten nicht müde wird, das ist die unläsliche Verflochtenheit von Sinnesfreude und Glaubenssicherheit, dieses Verwachsensein scheinbar einander widersprechender Mächte, dieses gleichzeitige und wahrhaft ein-fältige Seligsein in der geschaffenen Natur und im schaffenden Gott. Von Ballieter bis zu den Delpphinen haben sie alle, die Geschöpfe des Dichters Zimmermanns, das Kennzeichen dieser glückhaften Wesensart an sich, und sie alle stehen unter einem Stern, der ihnen die Erlösung von dem Bösen verbirgt.

Bei einer so wenig äußerlichen, so durchaus lebenspendenden und lebensformenden Religiosität positiv christlichen Gepräges kann es nicht wundernehmen, daß nach dem Leben des Heilands auch das Leben seiner Heiligen den Dichter anzieht, und nichts vermag natürlicher zu erscheinen, als daß es unter diesen Heiligen Christi gerade Franziskus ist, der, obgleich Italiener von Haus aus, den blämischen Erzähler zuvörderst angezogen hat. Denn in Franziskus finden sich die Grundzüge des menschlichen Ideals, das in dem dichterischen Werk von Felix Zimmermanns dominiert, in erhabenster Steigerung verwirklicht: das Seligsein in der geschaffenen Natur und im schaffenden Gott, die unauslöschliche Lust am Diesseits und die nicht minder flammende Freude am Jenseits, das Verwachsensein mit der lebendigen Welt und das zuversichtliche Erhoffen des Himmels. Nur, was bei den Menschen, die Zimmermanns zu schildern liebt, ins rein Menschliche eingegrenzt ist, und sich hier bescheidet, das greift bei Franziskus über das Menschliche hinaus: die Freiheit von jeglichem Besitz, das lebenslange Freien um die Armut, der Kampf um die Loslösung von allem irdischen Gebundensein hat Franziskus über jedes allgemein menschliche

Ideal hinausgehoben, und sein Schicksal, das erkennende Erlebnis der Unmöglichkeit, die von ihm getätigte Imitatio Christi verallgemeinern, sie vielmehr lediglich in der Ordensgründung nivellieren zu können, fügt, obwohl auch darin noch ein unerhörter Gewinn für das Christentum und für die Kirche lag, seinem heiligmässigen Wandel trotz der von ihm unablässig beklundeten Fröhllichkeit einen tief tragischen Zug hinzu. Freilich ist ein heiligmässiges Leben ohne tragisches Leiden für menschliche Begriffe nicht fahbar, aber dieses Leiden ist bei Franziskus besonders ergreifend, weil es ihn dort trifft, wo er am verletzlichen ist, in dem Punkt des unversehrten Nachlebens Christi, das, so wörtlich genommen, wie er es nahm, wohl dem Individuum, aber nicht der Gesellschaft, dem Heiligen, aber nicht dem Orden möglich ist. Denn dieser hat sich dem Leben und seinen Bedingungen zu fügen wie jener über dieses Leben und seine Bedingungen hinausstrebt zur unbedingten Freiheit in Gott. Die aus seiner Auffassung notwendig folgende Unterordnung unter die von Christus gestiftete Kirche hatte für die von Franziskus gestiftete Gemeinschaft notwendig zur Folge den Verzicht auf die reine Verwirklichung des Ideals. Er selbst zwar durfte es verwirklichen, für seine Person; aber was bei ihm unmittelbare Lebensgestaltung war, wurde bei seinen Brüdern, er mochte es anstellen wie er wollte, Mittelbarkeit, Regelung, Systematik.

Das Erstaunliche an dem „Franziskus“ von Felix Zimmermanns (deutsch im Insel-Verlag zu Leipzig) ist nun ein Zweifaches: daß der Dichter, der sonst jede steile Tragik vermeidet, hier das Tragische zumindest gleichwertig neben das heiter Selige stellt, das ihm aus dem Leben des Franziskus entgegenblüht, und daß er, der selbst das Jesuskind in Flandern einherziehen ließ, das südländische Umbrien, die Heimat des Franziskus, mit nicht geringerer Farbigkeit und Körperhaftigkeit schildert, als sonst so oft das blämische Land. Die Landschaft um Assisi ist ihm ebenso lebendig ins Herz gewachsen, wie die um Pler, mit der Gestalt des Heiligen ist der Raum seiner Umwelt Substanz des dichterischen Erlebens geworden, und wie er in die Gedankenwelt des Franziskus eingedrungen ist, so, daß er ihre Erregungen und Veranlassungen, ihre Schmerzen und ihr Entzücksein in warm-farbenen, lebensnahen Bildern zu spiegeln vermag, so hat sich seine Wortstellungskraft der weissen Städte und der Gebirgsprade, der Waldensamkeit und der Klosterstätten bemächtigt, die den demütigen Weg des Franziskus kennzeichnen. Es ist, wie immer bei Zimmermanns, alles überaus sichtbar, die blämische Lust zur Kleinmalerei auch dort, wo sie graustig wirken muß, bricht auch hier durch, sie beginnt mit dem Besuch des fremden Pilgers bei der gebärenden Frau von Bernardoni, der Mutter des Franziskus, und endet erst in der Todesstunde des Heiligen, und eben dieser „Realismus“ ist es, der den Dichter verhindert hat, das Franziskus-Bild zu verfälschen. Zimmermanns malt dieses Bild mit unbeschönigter Herzenstrübung, er schämt sich ihrer nicht einen Augenblick, aber er malt es auch mit der Genauigkeit eines Schauenden, der weiß, daß er nichts verglassen und nichts hinzufügen darf. Infolgedessen ist Franziskus hier nichts anderes, als was er war, seine Armut und sein Wille zu ihr wird nicht weniger wirklich-

keitstreu geschildert als seine Seligkeit in ihr und seine hymnischen Begeisterungen; neben den Szenen sieghaften Apostolats stehen die Szenen schmerzhaftesten Martyriums, und die äußere Erblindung des Weltbeherrschers wird mit geradezu klinischer Sorgfalt ebenso deutlich wiedergegeben, wie die innere Erleuchtung des Gottumarmers. Er hat sich, was auch aus seinem Werk noch wurde, selbst vollendet, seine persönliche Nachfolge Christi ist rein geblieben von jedem Kompromiß, und so schimmert seine vom Bösen erlöste Erscheinung auch aus dieser Dichtung unversehrt als aus einem Spiegel nicht bloß frommer, sondern zugleich vollmenschlich erlebter Überlieferung.

Will Scheller.

Wiederaufbau des Geistes

In Deutschland stirbt jetzt unter schweren Erschütterungen der Miterlebenden die geistige Richtung, die vor knapp 200 Jahren als „Aufklärung“ geboren wurde.

Das Jahrhundert der Aufklärung, wie seine Jünger es nannten, war die Ablösung der zum Aberglauben und zur Buchstabenkrämerei entarteten mystischen Innerlichkeit des Mittelalters. Die Aufklärer haben damals nur diese Entartung und stempelten sie als Fortschrittsfeindlichkeit. Sie vergaßen die Glaubensfreiheit der deutschen Jahrhunderte vom 9. bis zum 16. zu werten. Sie unterschätzten die Kräfte, die von dem Willen zur Unantastbarkeit der letzten Dinge und von ihrer Unerforschlichkeit ausgingen.

Die Aufklärer selbst entarteten schnell, sie wurden im letzten halben Jahrhundert zu Materialisten. Es ist falsch, wenn diese Menschen sich als Nachkommen der großen Aufklärer bezeichnen, wenn sie eine geistige Linie von Voltaire, Friedrich dem Großen und den deutschen Klassikern zu sich selber zu ziehen versuchen. Friedrich wie Voltaire bekämpften mit ihrem berühmten „écrasez l'infame“ — „Vernichtet das Gemeine!“ — nicht den Glauben, sondern den sich für Glauben ausgebenden Aberglauben ihrer Zeit. Friedrich jedenfalls besaß bei all seiner Spottfucht die deutsche Ehrfurcht vor den letzten Dingen, die mit der betonten Ungläubigkeit des späteren Materialismus und der platten und unbescheidenen Ablehnung der Begrenztheit des menschlichen Wissens nichts gemein hat. Die dogmenlose Gläubigkeit der deutschen klassischen Periode war Idealismus und kein Materialismus.

Der Materialismus, der alle Welttrüffel zu lösen sich vermaß und noch vermaß, der jedes Forschungsergebnis, das morgen schon überholt ist, als einzig tragbare Geistesmode anpreist, ist oben, ganz oben bei den Spitzeln, endlich überwunden. Unbescheiden sind nur noch die kleinen Geister der Wissenschaft, das ungeheure Heer der wissenschaftlichen Scholastiker. Das aber ist das große Unglück unserer Zeit, daß der Materialismus dem Volke ins Blut ging. Dort wütet er, wie eine schwere Krankheit. Damit ist dem Volke der Sonntag aus der Seele genommen, und jeder Tag ist machinengrau geworden. Die Verherrlichung des Tatsächlichen ist bis zur Aberration gediehen. Von Amerika ist der Krieg gekommen, daß alles mehr oder weniger während das Meßbare, wie jeder jeden Tag erfährt, wenn er nur nachdenkt, ein kaum fahbarer Bruchteil des Unmeßbaren bleibt.

Neues aus Naturwissenschaft und Technik

Neues vom elektrischen Ohr

Was die Photozelle für die Erforschung der Lichtstrahlen, ist das elektrische Ohr für die Erforschung der Schallwellen. Mit Hilfe des elektrischen Ohrs, das lediglich aus einem Mikrophon, einem mehrstufigen Verstärker, verschiedenen Sperrkreisen, die nur eine bestimmte Art von Schallwellen hindurchlassen und einigen Meßgeräten besteht, werden jetzt in fast allen Großstädten Untersuchungen über den Straßenlärm angestellt. Diese Untersuchungen werden vielleicht allmählich zu einer Verminderung der Geräusche führen, soweit eine Voraussetzung erfüllt werden kann. Diese Voraussetzung ist, zwei Geräusche so genau gegeneinander abzuwägen und zu regulieren, daß sie sich aufheben. Das mag zuerst sehr sonderbar klingen, gewinnt aber an Wahrscheinlichkeit, wenn man weiß, daß die Schallwellen als Wellenbewegung sich dann aufheben können, wenn auf einen Wellenberg genau ein Wellental trifft. Das heißt mit dem wissenschaftlichen Ausdruck Interferenz. In einer Beziehung ist es sogar schon gelungen, sich diese Tatsache nutzbar zu machen. Englische Flugkonstrukteure sind zuerst auf den Gedanken gekommen, das so störende Motorengeräusch dadurch zu dämpfen, daß die einzelnen Explosionen des Gasgemisches so aufeinander folgen, daß die oben beschriebene Anordnung von Wellenberg und Wellental erreicht wird. Die Versuche haben schon einen solchen Fortschritt erzielt, daß in absehbarer Zeit mit der Einführung in die Praxis gerechnet werden kann. Neuerdings tritt P. Folsch noch mit der Entdeckung hervor, daß mit Hilfe des elektrischen

Ohrs und eines genau eingestellten Motors z. B. auch plötzlich eintretende Materialfehler, die sich im Gang des Motors wohl bemerkbar machen, aber von unseren ungelübten Ohren nicht wahrzunehmen sind, registriert werden können. Und dabei sind wir auf dem Gebiete der Erforschung der Schallwellen erst im Anfang, da wir im elektrischen Ohr fast ein ähnliches Instrument für den Schall besitzen, wie im Mikroskop für das Licht.

Deutsche Baumwolle?

Um die ausländische Baumwolle durch eine gleichwertige einheimische Wolle zu ersetzen, sind im Launus Versuche mit einer amerikanischen Yuffa-Art durchgeführt worden, die in Deutschland auf kalkhaltigem Boden gut fortzukommen soll. Die Fasern werden nicht wie bei der Wessel und beim Hanf aus dem Stengel, sondern aus den Blättern der Yuffapflanze gewonnen. Schon eine dreijährige Pflanze gäbe reichlich viel Rohfaser. Ob sich die Textilindustrie aber mit diesem neuen Rohstoff wird befreunden können, erscheint heute noch zweifelhaft, da die Pflanze selbst und die chemische Reinigung der Faser vorläufig zu teuer sind.

Künstlicher Dünger besser als Stallmist!

In Askov in Dänemark werden seit 1894 dauernd Versuche mit verschiedenen Düngungsmitteln und Düngungsmethoden angestellt, die teilweise bahnbrechend für die Entwicklung der dänischen Landwirtschaft waren. Bei diesen durch 36 Jahre hindurch durchgeführten Versuchen zeigte es sich, daß bei der Bewirtschaftung der Felder mit künstlichem Dünger bedeutend höhere Erträge erzielt wurden als bei der Verwendung von Stallmist. So wurde auf Sandböden bei Düngung mit Stallmist nur ein Mehr-

ertrag von 114 Proz. und bei der Verwendung von künstlichem Dünger jedoch ein solcher von 150 Proz. gegenüber gänzlich ungedüngtem Boden erzielt. Allerdings bei Lehmböden ist das Ergebnis nicht so günstig ausgefallen; denn hier erzielte Stallmist ein Mehrertrag von 101 Proz. und Kunstdünger von 109 Proz. Besonders interessant ist aber eine andere Beobachtung, die bei den Versuchen in Askov gemacht wurde. Eine Reihe von Feldern erhielten nämlich 28 Jahre lang immer die gleichen Nährstoffmengen künstlichen Düngers und niemals auch nur ein Quantum Stallmist, und andere Ackerstücke erhielten immer nur jahrein, jahraus die gleiche Menge Stallmist. Dabei zeigte sich nun das überraschende Ergebnis, daß die mit Kunstdünger bewirtschafteten Ackerstücke dauernd höhere Erträge lieferten als die mit Stallmist gedüngten Felder.

Neues aus Naturwissenschaft und Technik

Wie alt ist das Monokel?

Kürzlich wurde in der „Umschau“ eine sehr interessante Zusammenstellung über die geschichtliche Entwicklung des Monokels veröffentlicht. Es ist viel älteren Ursprungs, als man denken sollte, denn schon auf einem Kupferstück nach einem Gemälde aus dem Jahre 1575 befindet sich ein Mann, der ein gefaßtes Glas mit Stiel in der Hand hält. Der erste bekannte Besitzer eines Monokels war der Archäologe Baron von Stöckh, der im Jahre 1730 ein Glas trug, das er in die Haut des Auges einklemmte. Der Name „Monokel“ taucht etwa im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts auf. 1813 wird ein Glas mit ringartiger silberner oder goldener Fassung zu Preisen von 6—54 Mk. von einem Londoner Optiker angepriesen. Zweifellos handelt es sich hier schon um die uns bekannte Form des Monokels.

